



Sanford D. Flake vor einem Bild seines Urgroßvaters James (in Häftlingskleidung, sechs Monate wegen Polygamie). Er war der Sohn des Stadtgründers William und wurde 1895 erschossen. Fotos Krause

Snowflake, Arizona – erste Station einer Reise durch das unbekannte Amerika

## Ein Engel konkurriert mit Sanfords Scheune

Leben unter dem Durchschnitt – das gilt für die Wüstenstadt Snowflake in Arizona. Das hat positive und weniger positive Seiten. Neuankömmlinge erwartet in Snowflake so etwas wie ein Kulturschock.

Von Matthias B. Krause, Snowflake

Der rostrote Freiluftaufzug schüttelt auf dem Weg in den zweiten Stock ärgerlich die kalten Böen ab, die über die Wüste fegen. Doch Dean Porter schließt nicht einmal das Sicherheitsgitter hinter sich. Lässig mit dem Rücken zum Abgrund stehend, sagt er: „Manche behaupten, das hier sei die einzige Attraktion, die die Stadt zu bieten hat.“ Willkommen in einer amerikanischen Kleinstadt. Um nach Snowflake, Arizona, zu gelangen, muss man sich entweder von Phoenix aus vier Stunden lang gen Nordosten mit dem Auto über die jetzt schneebedeckten White Mountains quälen, oder man nimmt die Interstate 40 über Flagstaff. Wer links abbiegt, kommt zum Grand Canyon, rechts geht's nach Snowflake. Das letzte Stück führt schnurgerade über die 1800 Meter hoch gelegene Wüste, vorbei an ausgetrockneten Flussbetten und grauer Vegetation, die auf rotem Lehm Halt sucht.

Es erwarten einen 4600 Einwohner, eine Papiermühle, eine Tomatenanzuchtanlage, vier Grundschulen, eine Highschool, ein Motel, ein Bed & Breakfast, ein Mormonentempel. Das Leben spielt sich in Snowflake in fast allen Kategorien deutlich unter dem Durchschnitt im Bundesstaat Arizona ab: Immobilienpreise, Anteil der schwarzen Bevölkerung und der Hispanics, Durchschnittsalter der Bevölkerung, Arbeitslosenrate, Besiedlungsdichte... „Ein guter Ort, um seine Rente durchzubringen“, sagt Dean Porter, „das haben vor allem die Leute aus Kalifornien in den letzten Jahren entdeckt.“ Die Häuser kosten hier weniger als die Hälfte, das Klima ist erträglich. Die Kriminalitätsrate ist zu vernachlässigen. Derzeit wächst die Bevölkerung um fünf Prozent im Jahr.

### Es sieht besser aus, wenn auch Demokraten Stimmen erhalten

Doch die Zahlen erzählen nur die halbe Geschichte. Sie sagen nichts von dem Kulturschock, der die Küstenbewohner Kaliforniens erwartet, wenn sie sich hier niederlassen. Nichts von dem Graben, den sie überwinden müssen, wollen sie mit ihren Nachbarn auf gutem Fuß stehen. Er kann ganz plötzlich aufreißen. Zum Beispiel dann, wenn der Gastgeber nachts in der Küche noch eine spanische Schokolade mixt. Irgendwie kommt das Gespräch zwischen Dean Porter, der gemeinsam mit seiner Frau das Bed & Breakfast in Snowflake betreibt, und seinem Gast Robert Farwell auf die Politik. Das geht nur für ein paar Minuten gut. Denn Farwell, der Börsianer aus Phoenix, hatte den Demokraten John Kerry gewählt. Porter, der Besitzer von vier Sägemühlen, vier Antikläden und der Herberge, aber George W. Bush.

Die Argumente fliegen hin und her und sie passen verdächtig gut in das Erklärungsschema, das die Politanalysten für die Wiederwahl des US-Präsidenten haben. Hier Farwell, der Stadtmensch mit Unisitätsabschluss, der Bushs Politik unsozial findet, den Krieg gegen den Irak verwerflich, die Kriegsründe vorgeschoben und das wachsende Haushaltsdefizit bedrohlich. Dort Porter, aufgewachsen im Nachbarort, Selfmademan und strenggläubiger Mormone, der in Bush einen prinzipientreuen Führer sieht, der im Zweifelsfall auf eine höhere Macht vertraut. Saddam Hussein habe in Terroristencamps willige Helfer für Osama bin Laden ausgebildet, sagt Porter. Der Krieg gegen den Irak sei somit gerechtfertigt gewesen. Und überhaupt würden die liberalen Medien nur das Negative berichten. Fox News, den rechten Kampfsender von Medienzar Rupert Murdoch hält er für „fair und ausgewogen“.



Dean Porter hat über einem seiner Läden einen Festsaal für die Gemeinde eingerichtet.

Die Themen schwenken vom Krieg über die Steuerpolitik zum Umweltschutz. Als Farwell wissen will, ob Porter drei Punkte nennen kann, in denen er mit dem Präsidenten nicht übereinstimmt, denkt er eine Weile nach – und gibt dann auf. Ihm fällt nichts ein. Schließlich sagt er: „Um die Leute hier zu begreifen, muss man ihre Überzeugungen verstehen.“ Farwell lacht: „Ich bin wahrscheinlich der einzige demokratische Mormone in diesem ganzen verdammten Land.“ Als neulich in Snowflake Kommunalwahlen waren, rief einer der Mormonenführer seine Glaubensbrüder am Sonntag in der Kirche dazu auf, wenigstens zum Teil dem demokratischen Kandidaten eine Unterschrift zu geben. So kam der zumindest auf den Wahlzettel. „Sieht einfach besser aus“, sagt Porter.

Der Abend geht unversöhnlich zu Ende, aber das stärkt den Gastgeber nur in seinem Vorhaben, dem Besuch die Geschichte der Stadt und damit die Menschen näher zu bringen – als Erklärung für die konservative Grundhaltung. Und so befördert der Aufzug die beiden in den neu gestalteten Festsaal der Stadt, den Porter über einem seiner Läden eingerichtet hat. Den prächtigen Raum zieren Antiquitäten. Eine schwedische Uhr von 1850, ein riesiger Spiegel aus einem nicht näher benannten europäischen Land, ein Leuchter aus Russland, der einen Schatzen mit den Umrissen einer Schneeflocke an die Decke wirft. Auf der Herrentoilette finden sich antike Kronleuchter aus Philadelphia.

„Dort drüben etwa“, sagt Porter und deutet mit dem Finger aus dem Fenster, „fand die einzige Schießerei statt, die dieser Ort jemals erlebt hat.“ Es geschah 1895 und am Ende lag James Flake, der Sohn des Stadtgründers William Flake, tot auf der Straße. Erschossen von einem, den Porter einen „Gesetzlosen“ nennt. Doch wichtiger an der Geschichte ist das, was folgte. James' Bruder Charles nahm sich der Familie des Ermordeten an und gab ihr jedes Jahr die Hälfte des Gewinns, den er mit seinem Lebensmittelladen erwirtschaftete. Solches war unter den mormonischen Pionieren selbstverständlich, die um 1870 von Salt Lake City/Utah ausgezogen waren, um in Arizona neue Siedlungen zu gründen. Auch heute noch hilft man sich im engen Kreis der Gemeindeglieder. Dafür brauche man keine Sozialprogramme und keine staatliche Rentenversicherung, meint Porter, „all der Kram, für den sie uns in Washington Steuern abknöpfen wollen“.

Das eindrucksvollste Zeichen für die Kraft des Gemeinwesens der Mormonen in Snowflake, die heute noch mehr als 50 Prozent der Bevölkerung ausmachen, findet man am Canyon Drive. Alle in der Stadt kennen den Ort nur als Tempelberg. Dort, angrenzend an ein Neubaugebiet und den Golfplatz, thront der zweitgrößte Mormonentempel Arizonas. Eingeweiht im Jahr 2000, außen geschmückt mit zweifarbigem chinesischem Marmor und innen verziert mit indischen Motiven, dient das mehr als 6000 Quadratme-

ter große Gebäude 35 000 Gläubigen der Region als Weihstätte. Gekrönt wird das Millionenprojekt von dem Engel Moroni, verziert mit purem Gold.

An Samstagen winden sich lange Autoschlängen den Berg hinauf, und mit Kleidersäcken gepackte Gestalten hasten durch den Winterwind dem Eingang entgegen. Zugelassen sind nur Mitglieder mit adäquater Kleidung, die überdies bewiesen haben, dass sie die strengen Gesetze ihrer Glaubensbrüderschaft eifrig befolgen. 250 können an einer Session teilnehmen. Alleine samstags finden sechs davon statt, 22 innerhalb einer Woche.

Der Engel Moroni konkurriert in seiner Funktion als Galionsfigur von Snowflake mit einem komischen Etwas auf dem Dach einer Scheune unweit der Hauptstraße. „Das dürfen Sie sich nicht entgehen lassen“, sagt Dean Porter zu seinen Gästen und zeigt auf den riesigen Plastikhirsch. Dann schleppt er sie unerbitlich zu seinem alten Schulfreund Sanford D. Flake. Der alte Mann empfängt die Besucher in seinem Arbeitszimmer, das überquillt von ausgestopften Tierpräparaten. Prachtexemplar ist der Kopf eines in Alaska erlegten Elches, der zu Lebzeiten mehr als 1200 Kilogramm gewogen haben soll.

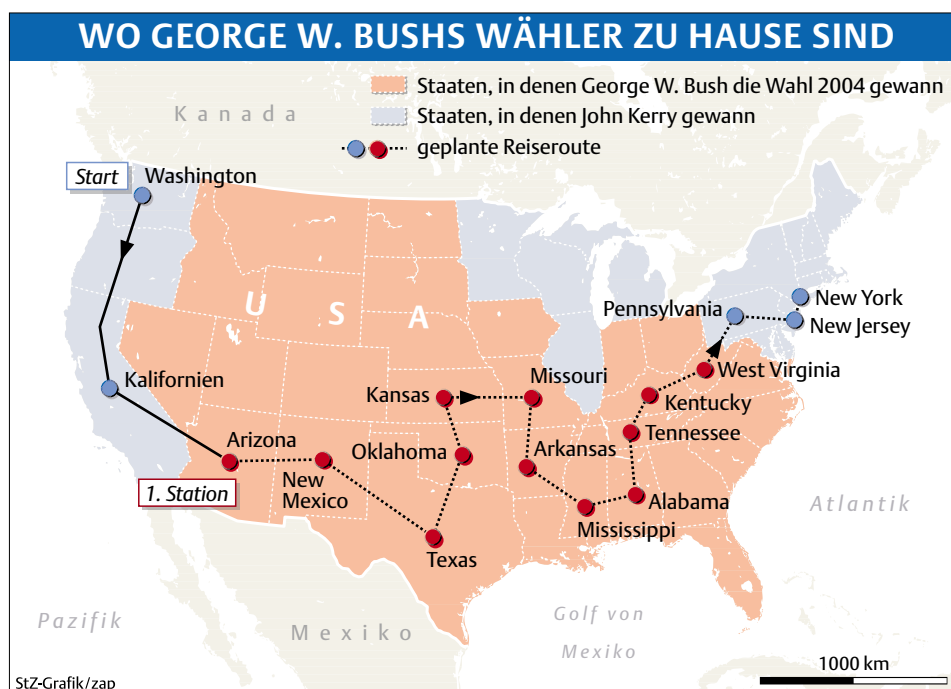
Das Cowboythema zieht sich durch das ganze Haus. Der Wohnzimmerdienst dient als Vitrine für einen alten Revolver und das Brandzeichen, das Sanford Flake seinen Tieren ins Fell brannte, bevor er Polizeichef von Snowflake wurde. Der Gastgeber trägt fein verzierte Cowboystiefel, und im Fernsehen läuft tatsächlich ein Western. Der Hausherr lenkt die Aufmerksamkeit auf eine alte Fotografie, die einen langbärtigen Mann in gestreifter Häftlingskleidung zeigt. „Das ist mein Urgroßvater James Flake“, sagt Sanford Flake, „hier saß er gerade wegen Polygamie sechs Monate in Haft.“ Der Sohn des Stadtgründers William hatte 15 Kinder mit seiner zweiten Frau und noch mehr mit seiner ersten. Wenigstens die Hälfte seiner Nachfahren lebt bis heute in Snowflake.

### Ein Hirsch auf dem Dach, drinnen steht ein Plastikpferd

Der ganze Stolz des Sanford Flake aber ist die Scheune hinter seinem Haus, die mit dem weit sichtbaren Hirsch auf dem Dach. Das Gebäude entpuppt sich als großzügig ausgestattete Partyraum, voll gestopft mit unzähligen Fellen – Braunbären, Schwarzbären, Grizzlys, Elchen, Hirschen, Berglöwen – Gemälden von Cowboys auf der Jagd, drei lebensgroßen Plastikpferden, komplett gesattelt. Zentrales Exponat der eigenwilligen Ausstellung aber ist ein Planwagen. Mit dem nahm Sanford Flake 1997 an dem großen Spektakel zum 150. Jahrestag teil, an dem die Mormonen von Missouri nach Utah auszogen. Mehr als 4000 Meilen hat der pensionierte Polizist auf dem Rücken seiner Pferde dabei zurückgelegt, der Planwagen wurde gesteuert von seiner Frau Paula. Vier Monate waren sie beim ersten Mal unterwegs, ein zweiter Trip dauerte fast ein Jahr.

Weil Sanford Flake nicht besonders gut hört, was die Konversation mit seinen Gästen erschwert, verteilt er Texte, worin er erklärt, warum er diese Strapazen auf sich nahm: zum Gedenken an seine Vorfahren und zu Ehren Gottes. Im Hinausgehen sagt sein Freund Dean Porter wie zu sich selbst: „So eine Wiederaufführung sollten wir mit der Schießerei eigentlich auch machen.“ Dann könnte James Flake alle paar Wochen sterben. Das würde das Gemeinschaftsgefühl stärken – und die Gemeindekasse füllen.

Matthias B. Krause, New Yorker Korrespondent der Stuttgarter Zeitung, fährt in diesen Wochen durch die so genannten Red States der USA. Das sind jene Staaten, in denen die Republikaner seit langem deutliche Mehrheiten bei den Präsidentschaftswahlen haben. In mehreren Folgen wird er erzählen, was die Menschen dort bewegt, was ihre Welt und ihre Anschauung von dieser Welt prägt.



Bush zur Lage der Nation

## Hehre Ziele

Von Jürgen Koor

Selbstsicher und stark – so beschrieb Präsident Bush vor dem Kongress die Lage der Nation. Selbstsicher und stark wirkte er dabei selbst. Bush hütete sich jedoch, die schmale Trennlinie zwischen Selbstbewusstsein und Arroganz zu überschreiten. Denn er, der sich keiner Wahl mehr stellen muss, braucht zur Durchsetzung seiner Vorhaben die Unterstützung der Abgeordneten und Senatoren, die bei ihren Entscheidungen die Wähler im Blick haben. Der Präsident steckt seine Ziele weit. Und er orientiert sich voller Optimismus an der Geschichte: Die Abschaffung der Sklaverei, die Befreiung Europas vom Faschismus, der Zerfall des kommunistischen Machtbereichs seien auch nur Träume gewesen, bis sie Wirklichkeit wurden.

Deshalb lässt er sich vom Ideal der „Freiheit für alle“ leiten. Die Amerikaner lieben es, wenn ihr Präsident Idealismus, Tatkraft und Entschlossenheit zeigt. Sie mögen Bush nur zur Hälfte gute Noten für seine Amtsführung geben, aber für seine Rede erhielt er jetzt in einer Blitzumfrage von sechzig Prozent Zustimmung. Aber wie so häufig nimmt der Präsident wieder Kurs auf ehrgeizige Ziele, ohne die Kosten offen zu legen oder Opferbereitschaft einzufordern. Er möchte in die Geschichte eingehen als Präsident, der heiße Eisen anpackt. Deshalb will er das Rentensystem reformieren. Die Demokraten werden da kaum mitmachen. Bush könnte hier sein Fiasko erleben, wie sein Vorgänger Clinton mit der Gesundheitsreform. Der hehre Vorschlag, eine bessere Welt „für unsere Kinder und Enkel“ zu schaffen, klingt hohl, wenn man ihnen einen Berg Schulden hinterlässt. Die sind schon jetzt mit mehr als sieben Billionen Dollar turmhoch, und das Haushaltsdefizit erreicht immer neue Rekordmarken.

Richter prüfen Steuergesetze

## Milliardenausfälle?

Von Roland Pichler

Der Stoff ist schwierig, und er beschäftigt zunehmend die Regierenden. Wenn die Befürchtungen der Kassenwarte von Bund und Ländern wahr werden, droht gewaltiges Ungemach. Der bayerische Finanzminister Kurt Faltlhauer hält es für denkbar, dass Deutschland Steuerausfälle von 30 bis 50 Milliarden Euro verkraften muss. Diese Zahlen sind zwar reine Spekulation. Dennoch sind die Sorgen nicht unbegründet. Die erwartete Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes ist mittlerweile eines der Topthemen in den Finanzverwaltungen. Die Richter in Luxemburg prüfen zurzeit in mehr als 30 Fällen, ob Steuergesetze von EU-Ländern gegen die liberalen Regeln des Binnenmarktes verstoßen. Die Finanzminister erwarten, dass das Gericht eine ganze Reihe von nationalen Gesetzen beanstanden wird. Die Folge wären gewaltige Steuerausfälle.

Dass solche Befürchtungen begründet sind, zeigt ein Blick nach Großbritannien. Dort führten die Urteile zu Steuerausfällen in zweistelliger Milliardenhöhe. Die deutsche Politik trafe es zu einem denkbar schlechten Zeitpunkt. Die Haushalte von Bund und Ländern befinden sich in einem beklagenswerten Zustand. Kämen zu den ohnehin großen Risiken weitere Belastungen hinzu, wäre die Handlungsfähigkeit des Staates in Gefahr. Der Politik bleibt keine andere Lösung, als auf eine schnelle Angleichung der internationalen Steuerregeln zu dringen. Wenn Unternehmen in Irland zwölf Prozent Steuern zahlen und in Deutschland 40 Prozent, läßt dies zu Steuergestaltungen ein. Der Druck aus Luxemburg zeigt nicht zuletzt, wie notwendig in Deutschland wettbewerbsfähige Unternehmenssteuern sind. Die Rufe nach einer Steuerreform werden lauter werden.

UNTEN RECHTS

## Wie auch immer

Von Heinz Beekman

Die Menschen im Rheinland haben es leicht: In Köln, Düsseldorf, Mainz und Umgebung war gestern Weiberfastnacht. Das schreibt man, wie man's spricht, und das Wort läßt auch sonst keinen Raum für Missverständnisse. Im Schwäbisch-Alemannischen ist das anders. Einigkeit herrscht darüber, dass gestern Donnerstag war. Wie man das schreibt, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Wir haben diverse Varianten im Angebot, beginnen wollen wir mit einem seriösen Anbieter: Langenscheidts Liliput-Wörterbuch Schwäbisch schlägt „Doorschdig“ vor. Glaubhaften Quellen zufolge verschluckt man aber beispielsweise auf der Münsinger Alb das „r“, sodass die Menschen dort bei „Doorschdig“ wissen, was gemeint ist. Selbige Quelle ordnet den Landeshauptstädtern ein fast schon Hochdeutsch klingendes „Donnerschdig“ zu, was gebürtige Stuttgarter energisch dementieren. „Dunstig“ (kennen wir in ganz anderer Bedeutung und eigentlich nur als Adjektiv) oder ersatzweise „Dunschdig“ schlägt jemand vor, nur geringfügig unterscheidet sich davon „Dunschdig“.

Blieben wir doch einfach mal beim Münsinger „Doorschdig“. Gestern war in Münsingen auf der Alb also der Schmotzige Doorschdig. Schmotzig, so klärt der Münsinger auf, sei das Fett, genauer: der Schmotz, die Schmiere für die Wagenräder. Schmotz sei ursprünglich das Schmalz, habe also etwas mit dem Backen zu tun, gibt sich der Stuttgarter etymologisch bewandert, und der Stuttgarterin fallen in diesem Zusammenhang „fettige Haare“ ein. Es gibt bestimmt ganz viele Menschen, die das alles viel besser und ganz genau wissen, aber so genau wollen wir es auch wieder nicht wissen. In diesem Sinne: Oche, alaaf. Dreimal, wenn's sein muss.